Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 2

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634098

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

es tut mir gut zu hören, daß alle meine Wünsche gar keine Berechtigung haben, wenn ich erfahre, mit welchen Schwierigkeiten andere Menschen kämpfen und damit fertig werden müssen. Mich dünkt, Inge, Du hast mir noch nicht alles erzählt, Du verheimlichst mir etwas?! Hab Vertrauen zu mir, siehe, wenn ich Dir irgendwie helfen kann, so weißt Du doch, daß ich es mit Freuden tue!" ermunterte Else die Freundin.

Helfen! Das Wort klang in Inges Ohren wie tiefes Glokkengeläute, aber dann schlossen sich die müden Augen für Augenblicke.

Helfen! Nein ihr war nicht zu helfen! Wie sollte sie Else sagen können, welche Schuld sie bedrückte, was ihr die Ruhe ihrer Nächte raubte? Nein, sie schämte sich ja so; selbst Else, ihrer besten Freundin gegenüber konnte sie nicht davon sprechen. Aber . . . wer sonst in der Welt konnte ihr helfen, wenn nicht Else? Sicherlich war es besser, sich vor der Freundin zu erniedrigen, als vor fremden Menschen!

Nach hartem innern Kampfe kamen tropfenweise, zögernd die Worte über Inges Lippen: „Ja Else, das Schlimmste hab ich Dir noch nicht erzählt! Ich habe mich in meiner Not zu etwas hinreißen lassen, das ich seither Tag für Tag bereute. Um es kurz zu machen: ich habe fremdes, mir anvertrautes Gut für eigene Zwecke gebraucht, in der Hoffnung, das Geld ersetzen zu können, bis es von mir zurückverlangt wird. Nun ist in vier Wochen der Zeitpunkt fällig, da ich das Geld zurückgeben muß und wir konnten trotz äußersten Anstrengungen nur die halbe Summe zusammensparen. Es fehlen noch 500 Franken und wenn ich diese nicht irgendwo erhalten kann, stehe ich als Dieb da!" Haltloses Schluchzen schüttelte den schlanken Körper der jungen Frau.

Aufmerksam hatte Else dieser Beichte zugehört und war beim Ausbruch dieser Fassungslosigkeit aufgesprungen.

„Nein, nein, nicht so, Inge! Wer wird denn so die Nerven verlieren! Hast Du nicht mehr Vertrauen zu mir?!" Wie ein Vorwurf klangen die Worte. „Warum hast Du mir das nicht geschrieben? All diese schlaflosen Nächte hätte ich Dir ersparen können, Du mußtest doch wissen, daß ich Dir helfen würde! Du Dummerchen Du, was quälst Du Dich so? Sind wir denn nicht Freunde? Ich weiß doch, daß Du das letzte Brot mit mir teilen würdest, wenn ich in Not wäre, also ist es doch selbstverständlich, daß ich auch Dir helfe. Ich habe natürlich jetzt nicht so viel Geld bei mir, aber sobald ich zurückfahre, werde ich Dir das Geld durch meine Bank anweisen lassen. Also sei ruhig, Kind! Du kannst es mir ganz nach Belieben zurückgeben, es hat keine Eile. Ob das Geld auf der Bank liegt, oder ob ich es bei Dir anlege, ist einerlei!" schloß Else.

Inge hatte mit wachsendem, ungläubigem Staunen der Freundin zugehört. Mein Gott, sollte dieses Wunder möglich sein? Sollte alle Qual der letzten Monate mit einem Schlage aufhören? Nein, es war unfaßbar!

„Else, nein, nein glaube mir, ich habe Dir dies gewiß nicht erzählt, daß Du Deine Sparbatzen hergeben sollst! Nein, das hieße zu stark an Deine Freundschaft appellieren, das kann ich nicht annehmen!"

„Nun aber stop! Was bist Du für ein närrisches Ding! Glaubst Du, ich habe eine solch geringe Meinung von unserer Freundschaft? Wer weiß, wie froh ich vielleicht noch mal über Dich bin! Also kein Wort mehr darüber! Schau, der Gedanke, Dir helfen zu können, freut mich mehr, als der größte Orden! Also bist nicht Du die Nehmende, sondern die Gebende, denn ich schenke Dir das Geld ja nicht, ich leihe es Dir nur, Inge!"

„Else, ich kann das Wunder nicht fassen! Mehr als die Idee, von dieser schrecklichen Sorge befreit zu sein, erschüttert mich der Gedanke, daß es in dieser materialistischen Welt noch Menschen gibt, die eine solch hohe Meinung vom Sinn der Freundschaft haben. Für die Hilfe kann ich Dir nichts anderes als danken, Deine Tat aber werde ich nie vergessen!"

Wieder sank Inge auf den Stuhl zurück, ihre Tränen flossen erneut über das bleiche Gesicht,doch diesmal waren es Freudentränen, die ihr die Fassung nahmen, die alles Leid und alle Qual der letzten Monate wegschwemmten.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Als Sabine im Zimmer ihres Vaters war, ganz allein (denn Landgerichtsrat Keinow war noch einmal in die Registratur gegangen), atmete sie auf. Gut, daß sie nicht Geninde hatte zu sprechen brauchen. Sie hatte sich zunächst keine Rechenschaft darüber gegeben, warum sie vor Geninde geradezu geflohen war, jetzt sah sie klar. Im Augenblick, da sie ihn wiedererblickte, das geliebte, immer wie beschattete Gesicht, den gramvollen männlichen Mund, wurde ihr der Grund bewußt: Die Aussprache mit Becker! Sicherlich hatte Becker von ihrem Besuche gesprochen. Sie hatte sich ja ausdrücklich auf Geninde berufen. Geninde würde verwundert sein. Er würde sie befragen. Was für eine Veranlassung hatte sie gehabt, Becker aufzusuchen, wenn nicht das persönliche Interesse für alles, was Geninde anging?

Aber er hatte ihr doch deutlich genug zu verstehen gegeben, er wünschte dies Interesse nicht. Dennoch war sie gegangen. — und mit welchem Resultat? Sie hatte Geninde helfen wollen und statt dessen war sie so verwirrt, so sinnlos verängstigt von Becker gekommen. Das, was sie mit Geninde verbinden sollte, trennte sie in Wahrheit nur noch entscheidender.

Und dazu kam noch: sie hatte einfach Angst, sinnlose Angst um Geninde. Seit ihrem Besuch bei Becker wurde sie diese Angst nicht los.

Wäre nur erst die Verhandlung vorbei, dachte sie gequält. Entscheidung, wie sie auch fallen mochte, war besser als dies Warten. Geninde war ganz von ihr entfernt. Der Vater in sich verschlossen; auch auf ihm lag die Verantwortung für den kommenden Prozeß schwer. Die kleine Erna, nun bei ihr als Hilfsmädchen im Hause, schien von einer panischen Angst um das Schicksal Beckers beherrscht. Alle waren sie an der Peripherie des Geschicks festgebannt, in dessen Zentrum Erich Becker stand.

Sie hatte lange überlegt, ob sie dem Vater von dem Zusammenhang zwischen Erna und Becker erzählen sollte. Aber ehe sie dazu gekommen war, war Frau Lehmann, Ernas Mutter, bei ihr im Büro erschienen. Unter Tränen hatte sie Sabine beschworen, Erna aus dem Spiel zu lassen. Das Mädchen wüßte nichts auszusagen, wirklich nichts, als daß Becker die aus dem Vaterhaus Davongelaufene mit ein paar Mark unterstützt und sie an die Fürsorgestelle verwiesen hätte. Die Erna könnte also nichts Neues bekunden. Aber vielleicht könnte es dann zur Sprache kommen, daß der Vater trank und er hätte gerade jetzt einen kleinen Aushilfsposten bekommen. Den würde er dann wieder verlieren.

„Ich werde es mir überlegen, Frau Lehmann", hatte Sabine gesagt, „aber bedenken Sie, wenn ein Zeuge dafür auftreten kann, daß Becker ein hilfsbereiter und wohltätiger Mensch ist, das kann unter Umständen sehr entlastend für ihn sein."

„Das wird ihm auch nicht helfen, Fräulein Keinow", hatte die Frau leise erwidert, „er ist's gewesen, da kann keiner was machen, —" sie hörte mitten im Satz auf — „und uns kann's schlimm ankommen, Fräulein Keinow. Bitte tun Sie's nicht."

Es war deutlich, hinter der angstvollen Aufregung der Frau steckte noch etwas anderes. War sie nicht geradezu verpflichtet, dem Vater von dieser Sache Mitteilung zu machen? Die untrügliche Richtschnur, durch Instinkt und Willen gegeben, versagte. Sie fühlte sich in dies dunkle Schicksasnetz mitverstrickt.

Vorsichtig schnitt Sabine beim Mittagessen die Frage der Leumundszeugen an. Es war zum ersten Male wieder, daß sie mit dem Vater über den Fall Becker sprach, schuldbewußt, wie sie sich jetzt immer fühlte.

„Leumundszeugen können ein Beweisgebäude kaum erschüttern, Kind. Auch ein Mörder kann sehr wohl einmal zarter und edler Regungen fähig sein. Dagegen verschließe ich mich persönlich durchaus nicht. Kein Mensch kann ganz schwarz oder ganz weiß sein. Jeder ist gut und schlecht. Aber das kommt für die Beurteilung eines solchen Falls kaum in Betracht. Leumundzeugen nützen da wenig, nur Entlastungszeugen. Im übrigen,

Fortsetzung Seite 41.

du weißt, ich spreche nicht gern über eine schwebende Sache. Das, was ich sagte, gilt nur für's Allgemeine." Aber in ihrer Angst um Geninde konnten Sabine diese Worte nicht beruhigen.

Erna Bunzel stand mit dem Staubsauger in Sabines Zimmer. Behutsam, beinahe zärtlich, ließ sie den Sauger über die Teppiche gehen. Immer wieder und noch einmal.

Sie liebte dieses Zimmer. Es war schön. Und es gehörte Fräulein Keinow. Sie liebte alles in diesem Hause. Die blitzende Küche mit Fräulein Anna, der alten, gutmütig-poltrigen Haushälterin. Ihr eigenes Zimmerchen mit den weißen Mullgardinen und der hübschen Decke über dem weißen Bett. Es war wie ein Märchen, hier zu sein. Und sie hatte nur eine Angst, es vielleicht nicht gut genug zu machen. Dann würde es aus sein. Das machte sie schreckhaft und ungeschickt. Aber dann gab es keinen Anschnauzer wie bei der Sander. Ob Fräulein Keinow der Anna etwas gesagt hatte oder ob die Anna von Natur aus so war, sie schimpfte nicht. Höchstens, daß sie einmal sagte: „Mit weniger Lärm geht's auch, Erna." Und sie zog ihr auch nichts vom Essen ab, wenn sie irgendwas kaputt gemacht hatte, wie bei der Sander. Man hatte es ja Fräulein Keinow nicht sagen wollen, aber es war schlimm gewesen dort. Freilich, alles nicht so schlimm, wie — aber wenn sie an diesen Gedanken kam, mochte sie nicht weiter denken.

Und hier? Morgen für Morgen Kakao. „Kaffee is' nich", hatte Fräulein Anna am ersten Morgen erklärt, „so ein Piepmatz wie du, der muß erst einmal tüchtig angefuttert werden." Und sie fütterte Erna an: Butter, Brot, Marmelade standen auf dem Küchentisch. Man konnte nehmen, soviel man wollte. Und das Mittag schmeckte alle Tage wie Sonntag. Dabei war es nicht das gute Essen allein. Zum ersten Mal wieder, daß Erna Bunzel fühlte, es wurde ihr gern gegeben und man meinte es gut mit ihr. Seit sie von der Mutter fortgemußt, war das nicht mehr gewesen. Es war eigentlich gar kein Grund, sich immerfort zu ängstigen, aber sie konnte sich nicht helfen, sie ängstigte sich eben.

Auch jetzt schrack sie wieder zusammen. Sie hatte Fräulein Keinow gar nicht kommen hören. Der Staubsauger machte solchen Lärm.

„Oh", sagte sie, machte einen erschreckten Schritt rückwärts, stolperte natürlich über die Schnur, „ich habe gar nicht gedacht, Fräulein Keinow, daß Sie jetzt schon — ich bin mit dem Zimmer noch nicht fertig, aber ich beeil' mich schon."

Sie drückte wieder auf den Knopf des Staubsaugers.

„Lass' mal jetzt, Erna, sei doch nicht immer so schreckhaft", Sabine nahm dem Mädchen den Staubsauger aus der Hand, „ich habe was mit dir zu sprechen."

„Ja, Fräulein", sagte Erna.

Ihr Gesicht wurde ganz weiß. Jetzt kam es. Irgend was hatte sie falsch gemacht. Jetzt war's aus. Aber was konnte es sein? Sabine schloß die Tür zum Korridor.

„Setz dich einmal hier hin, Erna."

Das Mädchen setzte sich an die äußerste Kante des Stuhles, so, als wollte sie jeden Augenblick aufspringen und fliehen. Sie fühlte, wie ihre Hände feucht und kalt wurden. Was hatte Fräulein Keinow? Sie sah so streng aus.

„Erzähle mir doch noch einmal genau, wie du zu deiner Bekanntschaft mit Becker kamst."

„Das habe ich Fräulein Keinow doch schon erzählt."

„Ja, aber nur, daß er dir Geld gegeben und dich zur Fürsorge gebracht hat. Aber er kann doch nicht jedem armen Mädel auf der Straße Geld geben, soviel hat er nicht. Es muß was Besonderes gewesen sein, daß du ihm gerade aufgefallen bist."

Erna Bunzel schwieg, sie wandte den Kopf, das Mal glühte rot in dem bleichsüchtigen Gesicht.

„Das habe ich Fräulein Keinow doch auch schon gesagt, daß es deswegen war."

Sie deckte die verarbeitete Hand über das Feuermal, und plötzlich erschütterte ein hysterisches Schluchzen Ernas Körper. Und so sehr auch Sabine fragte und zuredete, es kam nichts aus ihr heraus.

Nachdenklich sah Sabine auf das vollkommen aufgelöste Mädchen. Was steckte hinter dieser Sache? Sie hätte sich so gern durch Ernas Glauben an die Menschheit Beckers erwärmen lassen wollen. Daß sie so instinktiv gegen Genindes Klienten empfand, war ihr wie ein Zweifel an Geninde selbst. Aber im Augenblick kam sie mit Erna nicht weiter.

„Nun also, denn nicht."

Sie seufzte leicht, als Erna immer nur stumm weinte.

„Geh' in dein Zimmer. Und wenn du wieder vernünftig geworden bist, kannst du hier weiter machen. Du weißt doch, ich bin dir nicht böse."

Sie ging hinaus. Erna Bunzel sah hinter Sabine her. Ein wimmernder Laut kam von ihren Lippen.

In Sabine stand ein Entschluß fest. Es war ein schwerer Entschluß. Was tat sie aber nicht alles um Genindes willen? Den, den sie gestern geflohen hatte, heute würde sie ihn aufsuchen.

* * *

Geninde kam schnell vom Eingang her ins Büro.

„Besuch für mich?" fragte er den Bürovorsteher.

„Ja, im Extrazimmer, Herr Doktor."

Geninde wußte, wenn Heidemann einen Mandanten, den er noch nicht kannte, ins Extrazimmer führte, dann war er in Heidemanns Augen etwas Besonders.

Nun war Geninde doch fassungslos: in dem großen braunen Klubsessel der Tür gegenüber, im vollen Vormittagslicht, saß Sabine Keinow. Sie sah Geninde mit einem Ausdruck der Sorge und doch der mühsam unterdrückten Liebe an. Der ganze kleine unpersönliche Warteraum war wie erfüllt von dem Fluidum, das von ihr ausströmte.

Einen Augenblick verharrte Geninde, Sabine sah so schön und mädchenhaft aus mit ihrem kleinen weichen weißen Hütchen und den bangen, warmen Augen.

„Fräulein Sabine?"

Er sprach zögernd und doch von einer warmen Freude angerührt.

Sofort sagte Sabine:

„Ich komme wegen Becker, Herr Rechtsanwalt, ich glaube eine neue Spur gefunden zu haben."

„Den Wächter?" — er fragte es ganz schnell — mit einem erwartungsvollen Gesicht.

„Nein, leider nicht."

Nun mußte sie ihn wieder enttäuschen, sah das Erwartungsvolle schon erblassen in seinem Gesicht.

„Aber ich glaube, ich habe dennoch etwas Wichtiges für Sie."

„Kommen Sie, Fräulein Keinow", er öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer. „Es ist sehr gütig von Ihnen, sich so für Becker zu interessieren."

Es war von Geninde nur so hingesagt, um seine Befangenheit zu verbergen, aber es klang sehr steif, steifer, als er wollte.

Sabine folgte stumm. Die Tür, aufgetan, gab ihr das Zimmer des geliebten Mannes frei. Sie hatte es noch niemals gesehen. Doch mit der hellseherischen Kenntnis der Liebe wußte sie — so und nicht anders konnte es aussehen. Braun war es ganz und gar. Von den Tapeten der Wand bis zu den wenigen großen, schmucklosen Möbeln. Ein großer Raum, der Schreibtisch stand mitten im Zimmer auf einem Teppich, der, braun mit ein wenig gelb, hier alles im Raum zusammennahm. An den Wänden niedrige Regale über und über mit Büchern. Nur ein einziges Bild auf der schön gemaserten Schreibtischplatte. Sofort wußte Sabine, dies war Genindes Frau. Genau so mußte sie aussehen, genau so. Wie unendlich lebensvoll und schwärmerisch war dies Gesicht. Welch tiefversonnenes Lächeln mit Wissen und Schmerz gemischt. Und wie schön!

Sabine fühlte eine tiefe Beschämung. Wie hatte sie gegen dieses schönes Leben ausstrahlende dunkle Gesicht ankommen können? Sie mit ihrer Scheu und Kargheit. Freilich, Geninde gegenüber hatte sie sich gelockert, mehr als je einem anderen

Wintertag

Von Edgar Chappuis

Ganz wyß isch d'Wäld im bleiche Sunneglanz,
isch müed und schlaft, sanft bettet wie=n=e es Chind,
im dicke Flockefluum, so weich und lind.
Yszäpfli lüüchte, wie=n=e Silberchranz.

I Wald het Biecht es Märliwunder gmacht.
Schleier und Spitze zieh vo Boum zu Boum.
Dä Zouber würkt und wäbt grad wie im Troum,
schickt gääli Pfile= n uus, wenn d'Sunne lacht.

Menschen gegenüber, den geliebten Vater ausgenommen. Aber dennoch? Diese Frau hier mußte den Mann überströmt haben mit Liebe und Wärme, überquellend vor seelischer Kraft. Und Sie? Wie einfach war sie dagegen.

„Ja, Fräulein Keinow?" Geninde stand mit gesenktem Kopf, er spürte, was in Sabine vorging. Geheimnisvolle Strömungen gingen von Annettes Bild zu ihnen über, als lebte die nie vergessene noch und wäre mit ihnen in dieser Stunde.

„Ja, richtig", Sabine setzte sich in den Sessel, den er ihr hinschob, „Sie besinnen sich doch, ich habe Ihnen von meinem Schützling Erna Bunzel erzählt."

„Natürlich, Fräulein Keinow, sie ist doch jetzt in ihrem Hause und macht sich gut, wie ich erfuhr."

„Erinnern Sie sich an unser Gespräch, damals im Sommer? Sie wollten Erna als Zeugin."

„Und Sie haben es nicht gewünscht. So habe ich es bisher unterlassen. Haben Sie Ihre Meinung jetzt geändert?"

„Ja. Ich habe ein paarmal versucht, eingehender mit Erna über Becker zu sprechen und da stoße ich immer wieder auf eine maßlose Erregung. Gar nicht in Einklang ist sie zu bringen mit dem, was nach ihrer Aussage Becker ihr Gutes getan hat. Da ist irgend etwas Tieferes. Und das muß heraus."

„Seit wann versuchen Sie Erna zum Sprechen zu bringen?"

Es kam knapp. Geninde hatte ein verändertes Gesicht. Hart, zusammengeschlossen war es. Wieviel Gesichter hast du? dachte sie, und nicht eins, das mein Eigen ist.

„Seitdem ich weiß, daß Erna den Becker kennt."

Geninde saß schon an seinem Schreibtisch vor einem Block.

„Warum haben Sie mir die Erna Bunzel nicht mitgebracht?"

„Ich konnte es nicht in der Verfassung, in der sie sich befand."

„In welcher Verfassung?"

Seine Fragen kamen, ohne daß er es wußte, sehr scharf.

„Können Sie die Erna sofort hierher bestellen?"

Sabine zögerte.

„Wenn es möglich wäre, es heute noch zu vermeiden, bis ich sie beruhigt habe . . .? Ich glaube, man muß sie sehr vorsichtig anfassen."

„Wenn es möglich ist, Fräulein Keinow. Auf jeden Fall muß diese Spur nun verfolgt werden."

„Und angenommen, Ernas Aussagen wären für Becker nicht so günstig?"

„Auch dann, Fräulein Keinow, möchte ich Erna sprechen. Ich kämpfe ja nicht um Becker. Ich kämpfe um das Recht. Ich darf nichts außer Acht lassen, wo es das Recht gilt."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja, ja, Fräulein Keinow. Ich bin vielleicht ein sehr schlechter Anwalt im allgemeinen Sinne. Das kann ich nicht. Solange ich von der Unschuld eines Menschen überzeugt bin, kämpfe ich für ihn bis zum Letzten. Sowie ich aber diese Ueberzeugung nicht mehr habe, dann —"

Er sah verloren vor sich hin.

„Sie wollen schon gehen", fragte er erschrocken.

Sabine war geradezu heftig aufgestanden:

„Ich muß wieder ins Büro —", es kam mühsam, „ich habe zu tun. Auf Wiedersehen, Herr Rechtsanwalt."

„Aber Fräulein Keinow, wir haben doch noch einiges miteinander zu besprechen."

„Sie können mich ja anrufen, wenn irgend etwas ist. Bis um vier Uhr im Büro. Dann zuhause."

Sie sagte es schon an der Tür, ging hinaus wie auf der Flucht. Sie durchquerte ein paar Zimmer, bemerkte kaum, daß Geninde ihr folgte. Ehe er ihr die Tür aufhalten konnte, war sie schon auf dem Korridor, nun endlich allein.

Mein Gott, mein Gott, sagte sie zu sich, preßte die Hände an die Schläfen. Sie hatte es dadrinnen nicht mehr ertragen. Wie fanatisch er an das Recht glaubte. In diesem Fall an den unglückseligen Menschen in der Gefängniszelle. Und wie, wenn er sich irrte? Ihr erschien wieder Beckers Gesicht, damals bei ihrem Besuch im Gefängnis. Ach richtig, auch das hatte sie Geninde sagen wollen. Aber dazu war sie ja gar nicht mehr gekommen. Die Angst, daß er scheitern könne mit seinem Glauben, die Angst um ihn hatte sie einfach fortgetrieben.

In ihr war es wie eine dumpfe Erbitterung gegen Becker, als wäre plötzlich er ihr Widersacher im Kampf um Geninde. Ihr Herz war schwer. Nun wurde auch noch diese kleine Erna mit hineinverstrickt.

Wo hatte es eigentlich begonnen, und wo würde es enden?

Landgerichtsrat Keinow war peinlich überrascht. Was erzählte Sabine ihm da? Diese Erna Bunzel, Aushilfsmädchen bei ihm, in Verbindung mit dem Untersuchungsgefangenen Becker?

„Ganz gleich, mein Kind, wie nah oder wie fern die kleine Erna dem Becker gestanden hat. Bedenke doch, was für Folgerungen für mich. Ich habe den Vorsitz in der Verhandlung! Es ist nicht angenehm, jemanden in unseren Diensten zu haben, der als Zeuge geladen werden muß." „Nun", sagte er ruhiger, „du kannst ja nichts dafür, Kind. Du hast es ja auch nicht gewußt."

Sabine schwieg. Es war ihr unmöglich, dem Vater jetzt zu gestehen, daß sie doch schon vorher von einer Verbindung Erna Bunzels zu Becker gewußt und es ihm verschwiegen hatte. Damals hätte sie es gleich sagen müssen. Nun konnte sie es überhaupt nicht mehr. Warum hatte sie eigentlich bisher geschwiegen? War es um Ernas oder um Genindes willen gewesen?

Sehr bedrückt fragte sie:

„Hältst du es etwa für nötig, Vater, Erna zu entfernen? Es würde mir weh tun. Das Kind hat schwere Zeiten durchgemacht. Du weißt ja. Sie fängt jetzt gerade an, ein bißchen wieder aufzuleben. Wenn ich sie plötzlich fortschicken müßte."

Keinow überlegte einen Augenblick.

Nein, Erna jetzt fortzuschicken, wäre auch wieder falsch. Das gäbe nur Kombinationen für sensationssüchtige Leute, und die wünschte er nicht.

„Bist du ärgerlich, Vater?" fragte Sabine leise. Sie sah die Unzufriedenheit auf Keinows Gesicht.

„Aergerlich nicht. Verstimmt, Sabine. Es ist nur ein kleines Durcheinander, wie ich es nicht liebe. Doch man muß es hinnehmen. Und nun, Kind, habe ich zu arbeiten" — — —

8. Kapitel.

Geninde hatte lange geschwankt, ob er Adda Hierzel als Zeugen für die Jugend Beckers benennen sollte. Aber er mußte es. Die Chancen standen für seinen Klienten schlecht. Und Adda Hierzel wußte offenbar mehr von Becker, als sie bis jetzt zugegeben hatte.

Adda Hierzel erschrak tief, als die Vorladung kam. Seit sie durch die Zeitungsnachricht und das Gespräch mit Geninde wieder in Verbindung zu Becker gekommen war, lastete die schuldvolle Erinnerung auf ihr. Nun diese Vorladung — näher und näher wurde sie an dies Schicksal herangerissen das sie einstmals von sich gewiesen. —

Der alte Major Hierzel tobte, als er davon hörte. Er war ein cholerischer Mann, schnell aus seiner Ruhe zu bringen.

„Wer hat dir das eingebrockt?" fragte er wütend, als Adda von der Notwendigkeit der bevorstehenden Reise nach Breslau sprach.

Was ihn vor allem empörte: er wußte nicht das Geringste von irgendwelchen Beziehungen zwischen Adda und diesem „Mörder", wie er Erich Becker nannte. Langsam nur besann er sich des Menschen. War das nicht dieser Kleinbürgersohn gewesen? Irgendein Stipendiat ziemlich einfacher Herkunft. Irgendjemand hatte ihn damals in die Tanzstunde mit eingeführt, die auch Adda mit ihren Freundinnen und deren Brüder und Vettern besuchte. Jetzt tauchte auch dem alten Hierzel das Bild dieses Becker auf, blaß, verschüchtert, mit kleiner roter Narbe über der zusammengenähten Oberlippe, dieser eigentümlich nasalen Sprechweise.

„Ich habe Rechtsanwalt Geninde durch Mintheffer kennengelernt."

„Mintheffer?"

Der alte Hierzel mußte erst einen Augenblick Atem schöpfen, so überraschte ihn diese Mitteilung. Da fiel ja nun wieder einmal ein Zukunftstraum ins Wasser, an dem er schon so eifrig gebaut hatte. Wirklich, die Adda war doch ein richtiges Unglücksmädel!

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Allerhand Planmässigkeiten.

Als der schweizerische Zementtrust vor einigen Jahren sämtliche Fabriken unter einen Hut gebracht hatte, glaubte man endlich Ruhe zu haben. Der Trust hatte es in der Hand, die Produktion nach den Bedürfnissen zu regeln; (nach den Bedürfnissen, die freilich nur dann voll geäußert werden könnten, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Krisen verfielen und gewisse Schichten überhaupt einmal aus der Krise herauskommen könnten); er hatte die Möglichkeit, Preise so festzusetzen, daß dem Kapital sichere Dividenden, den Arbeitern aber anständige Löhne gesichert werden konnten. Mit andern Worten: Ein Trust, nicht nur der Zementtrust, könnte in seiner Branche beinahe den so wünschenswerten Gleichgewichtszustand schaffen, von „oben" her, von der Kapitalseite her.

Allein ein Trust inmitten der liberalen Wirtschaftsordnung muß immer damit rechnen, daß Außenseiter entstehen. In der Zementindustrie ging es schon mehrfach so, daß plötzlich wieder eine Fabrik gebaut wurde, die billiger lieferte als der Trust. So wurde die „truftfreie" Fabrik Vernier errichtet. Nun hat der Trust sie aufgekauft, der Verwaltungsrat wird ersetzt, die Arbeiter bleiben, und alles geht wie bisher. Wie bisher? Nein, nun wird man wieder teurern Zement haben. Denn als Vernier unterbot, schleuderte der Trust überall dort, wo Vernier seine Säcke anbot. Nun hört das auf. Bis wieder ein Außenseiter kommt. Und sehr planmäßig darauf spekuliert, der Trust werde ihm das Geschäft sehr rentabel (für den Außenseiter rentabel) abkaufen.

Die Hauptursache für die Möglichkeit, Außenseiterfabriken zu eröffnen, liegt in der überhohen Trustrendite. Also eignen sich die Trusts doch nicht zur Herstellung von Gleichgewicht und Ordnung? Sind vielleicht Staat und Verbände eher berufen?

Die Eidgenossenschaft hat beobachtet, daß in neuster Zeit Futtermittel in vermehrtem Umfange eingeführt und eine neue Milchschwemme eingeleitet wird, wobei unser Käse, nach der Abwertung zu merkwürdig erhöhten Preisen angeboten, in großen Beständen liegen bleibt. Also wird ebenfalls planmäßig der Futtermitteleinfuhr ein Bremsklotz angehängt. 2 Fr. für Futtergerste und Futterhafer, Mais 3 Fr. neu pro 100 kg, Oelkuchen statt Fr. 4.50 nun Fr. 6.— usw. Die Mehreinnahmen dienen zur Stützung der Milchpreise. Man tut aber noch mehr: Auch Speisefette und Speiseöle müssen belastet werden, weil ihre Verbilligung auf dem Weltmarkt zu einer Bedrohung der inländischen Butterproduktion führen: 28 statt 20 Fr. wird künftig bezahlt. Erdnüsse 11.20 statt 8, Kopra 16.80 statt 12. Mit diesen Zuschlägen sollen die Bauern vor den schon wieder drohenden Preisstürzen bewahrt werden. Ob das hilft? Es ist alles ein Laborieren von Fall zu Fall, eigentlich nicht viel anders als im „staatsfreien Trust".

Bei beiden aber wird nicht im Traum an die weit wirksamern Regulierungen von der Zinsen- und „Währungsseite" her gedacht.

Rumäniens Absprung.

Kaum hat sich Frankreichs Außenminister Delbos wieder in Paris eingestellt und dem Kabinett Rechenschaft über die Erfolge seiner Osteuropareise abgelegt, muß man hören, daß Rumänien zum Fascismus übergeht und wenigstens ideologisch dem demokratischen System verloren, vielleicht sogar auf dem Sprung ist, sich dem fascistischen Block in aller Form anzuschließen. Wie das zugegangenen, fragt der überraschte Westeuropäer.

Die Gegner der Demokratie wühlen seit langem. Die „Eiserne Garde", als solche aufgelöst und als Partei „alles für das Vaterland" in den letzten Wahlkampf gegangen, ist nicht die einzige Anwärterin für die Errichtung einer autoritären Regierung gewesen. Neben ihr stand die klerikale Gruppe, die schon seit dem Jahr 1910 das Hakenkreuz als Symbol getragen und immer in extremem Antisemitismus gemacht. König Carol, der in den letzten Jahren ein ständiges Absinken der Anhängerziffern bei den früher führenden Liberalen und dann auch bei ihren Nachkriegskonkurrenten, der „nationalen Bauernpartei" unter dem Siebenbürger Maniu beobachten konnte, erhielt bei den allerjüngsten Parlamentswahlen den Beweis für die tatsächlich stattgefundene Verschiebung der Parteistärken. Wenn das so weiterging . . . noch eine Parlamentsperiode . . . dann lief man Gefahr, daß die „Eiserne Garde" zur Massenbewegung anwuchs und dem König ihr Programm aufzwang. Ueber dieses Programm ließen die Hitlerfreunde gar keine Zweifel aufkommen: „24 Stunden nach dem Siege schließen wir einen Bund mit Deutschland und Italien", hatten sie verkündet. Für den König eine Aussicht, bei der ihm nicht ganz behaglich zu Mut sein konnte; Bündnis mit Hitler bedeutete unheilbaren Bruch mit Frankreich und Rußland, und der russische Nachbar erinnert sich an das verlorne Beßarabien bestimmt wieder, wenn Rumänien ins Lager der Gegner übergeht. Was sollte da der König tun?

Er ließ also zunächst die Wahlen unter dem üblichen Terror der Regierungsorgane „passieren". Falls es der liberalen Partei, die unter Tartarescu regierte, nicht gelang, 40 % der Mandate zu erobern (mit Terrorhilfe wohlverstanden), dann war bewiesen, daß sie beinahe nichts mehr zu bedeuten hatte, und man konnte sie fallen lassen. Und siehe, sie gewann nur 38 % der Mandate. Noch ein Rettungsversuch: Man rechnete aus, sie hätten im gesamten Reiche doch 40 % Stimmen erhalten, wenn auch nicht Mandate, und dafür dürften sie die Hälfte der Sitze und damit wieder die Führung übernehmen.

Aber am Hofe hatte man überlegt, daß Tartarescu viel schwächer sei, als die Stimmenzahlen andeuteten. In Wirklichkeit war die „Eiserne Garde" schon stärker geworden, trotz „nur 20 %". Also diese Leute berufen? König Carol fand einen Ausweg, den man eines Tages vielleicht genial nennen wird. Er berief den Führer der „christlichen" Antisemiten, der Cuza-Hakenkreuzler, Herrn Goga und gab ihm Freipaß zur Durchführung seines diktatorischen Programms. Und Goga ging flott ins Zeug. Alte liberale Zeitungen, wie „Adverul" (Zukunft), wurden verboten und damit der liberalen Partei gesagt, daß sie keine Zukunft mehr habe. Dann ging es gleich an die Realisierung der antisemitischen Ziele: Eine ganze Reihe von Rechten der Juden werden überprüft und selbstverständlich annulliert. Hunderttausende von jüdischen Einbürgerungen sollen rück-